

Dankesrede aus Anlass der Verleihung des „ifa-Forschungspreises Auswärtige Kulturpolitik“
am 25. November 2016 in Stuttgart

von Jens Adam, Humboldt-Universität zu Berlin

Sehr verehrter Herr Grätz, vielen, herzlichen Dank für die Überreichung des „ifa-Forschungspreises Auswärtige Kulturpolitik“, vielen Dank an Ihr gesamtes Institut, dass es einen solchen Forschungspreis alljährlich verleiht und vielen Dank an die Jury, die meine Dissertation als würdig befunden hat, mit diesem Preis ausgezeichnet zu werden. Ich freue mich und fühle mich sehr geehrt, dass meine Forschung zu „Auswärtiger Kulturpolitik als Konfliktprävention“ diese Anerkennung gefunden hat. Gleichfalls freue ich mich außerordentlich, dass meine Dissertation hier und heute Abend so kompetent und durch eine derart ausgewiesene Friedens- und Konfliktforscherin vorgestellt und gewürdigt worden ist: Vielen Dank, Frau Fischer, dass Sie diese Aufgabe übernommen und mit dieser Ernsthaftigkeit realisiert haben.

Es ist in der Laudatio bereits angeklungen: das Thema meiner Dissertation ist auf die politische Tagesordnung zurückgekehrt. Der aktuelle Jahresbericht der Bundesregierung zur Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik legt einen „*besonderen Fokus*“ auf „*Kultur und Bildung in Krisenzeiten und –regionen*“. Auch in der Bundestagsdebatte zu diesem Bericht im Oktober wurden immer wieder die Potenziale von Kultur und Bildung aufgerufen, *in einer Welt, die aus den Fugen geraten sei*, Entwicklungsräume für Verständigung, Demokratie und Humanität zu eröffnen. Der Ausgangspunkt und die zentralen Fragestellungen meiner Dissertation scheinen also ihre Aktualität nicht verloren zu haben. Auch wenn der historische Moment, in dem die Begründungsfigur „Auswärtige Kulturpolitik als Konfliktprävention“ erstmals öffentlich auftauchte und diskutiert wurde – nämlich die Jahrtausendwende – ein anderer war: Die rotgrüne Regierung befand sich damals in ihrem Anfangsstadium und suchte nach Möglichkeiten zur Umsetzung einer stärker friedensorientierten Politik; die europäischen Öffentlichkeiten standen noch ganz unter dem Eindruck der unzureichenden Reaktionsweisen der internationalen Gemeinschaft auf Krieg und Genozid im ehemaligen Jugoslawien und Ruanda; und die außenpolitischen Eliten Deutschlands suchten nach einer neuen, bedeutungsvolleren, geopolitischen Rolle für ihr einige Jahre zuvor territorial und demografisch gewachsenes Land. Die Anschläge von New York im September 2001 führten dann nicht nur zu neuen globalen Unsicherheiten und Kriegen, sondern schlugen sich auch in

den Überlegungen zu den Möglichkeiten einer konfliktpräventiven Auswärtigen Kulturpolitik nieder – nämlich in einer, zuvor nicht vorhandenen, deutlichen Zuspitzung auf die Frage nach dem Umgang mit „dem Islam“ oder der „islamischen Welt“.

Die Fragen, die ich aufgrund des Auftauchens der Begründungsfigur „Auswärtige Kulturpolitik als Konfliktprävention“ einige Jahre später als Ausgangspunkt meiner Dissertation formulierte, erscheinen mir auch heute noch – oder wieder – diskussionswürdig: Lässt sich die Auswärtige Kulturpolitik eines europäischen Nationalstaates tatsächlich auf universaler klingende Zielvorstellungen wie „Konfliktbearbeitung“ oder „Krisenprävention“ hin ausrichten? Wie verhalten sich solche Intentionen zu etablierten Begründungsfiguren wie etwa die „Verbreitung eines zeitgenössischen Deutschlandbildes“ oder die „Förderung der deutschen Sprache“? Ist eine kulturpolitische Infrastruktur, die mit ihren weltweiten Präsenzen eher zum Zwecke der kulturellen Selbstdarstellung Deutschlands geschaffen worden war, in der Lage, solche anders gelagerten Zielvorstellungen aufzugreifen und glaubhaft voranzutreiben? Was bedeutet es, wenn eine solche Intention in konkrete Arbeitspraxis übersetzt wird? Welche Wissensformen, Akteure und Kooperationsweisen braucht es hierzu? Und wie lässt sich vermeiden, dass aus der Mobilisierung von in Westeuropa situierten Vorstellungen vom „guten oder richtigen Leben“ in die Konfliktzonen dieser Erde neo-imperiale Haltungen und Politiken entwachsen?

Die Beschäftigung mit solchen Fragen führte mich zu Konferenzen des Auswärtigen Amtes, zu Tagungen und Veranstaltungen von Kulturmittlern, zu Regierungspapieren und Bundestagsdebatten zur Auswärtigen Kulturpolitik seit den 1970er Jahren, vor allem führte sie mich aber in die Goethe-Institute nach Ramallah und Sarajevo, in deren Programmabteilungen ich jeweils eine mehrmonatige Feldforschung durchführen konnte. Ich konzentrierte mich dabei auf die komplexe Wissens- und Übersetzungsarbeit, die zur Realisierung einer Kulturpolitik in einem translokalen Netzwerk generell erforderlich ist – insbesondere aber dann, wenn sie sich eine Zielsetzung wie „Konfliktprävention“ auf die Fahnen schreibt. Von den Beobachtungen, die ich in diesem Rahmen machen konnte, möchte ich heute Abend nur einen Punkt kurz erwähnen.

Im Rahmen meiner Forschung wurde deutlich, wie stark Grundfiguren des Nationalen – also etwa die Vorstellung von der Existenz einer „nationalen Spezifik“, die sich kulturell darstellen lässt oder eines „kulturellen Wirs“, das mit einer „äußeren Welt“ in Dialog treten

möchte – nach wie vor den Politikbereich strukturieren. Solche Grundfiguren finden sich in Regierungspapieren, Materialien der Selbstdarstellung oder in den Förderlogiken; sie finden sich aber auch in institutionellen Ordnungen oder in den Aussagen von Kulturmittler/innen, die mir die recht deutlichen Hierarchien zwischen dem entsandten deutschen Leitungspersonal und den lokalen „Ortskräften“ oder die Grenzen ihrer Zuständigkeit im Umgang mit den Konfliktkonstellationen in Bosnien bzw. im Nahen Osten erklärten. Das Auftauchen der Zielvorstellung „Konfliktprävention“ hat seit der Jahrtausendwende fraglos zu neuen Argumentationslinien, Problemdefinitionen, Arbeitsweisen und Projektformaten geführt. Ein Paradigmenwechsel zu einer Kulturpolitik, welche die Referenzräume des Nationalen deutlich hinter sich lässt und sich stattdessen stärker an universalen Zielhorizonten ausrichtet, ist aus meiner Perspektive aber gerade in der Ausgestaltung der kulturpolitischen Infrastruktur oder auch in der Verteilung der materiellen Ressourcen bisher nicht vollzogen worden. Sollte es sich erweisen, dass die Konflikträchtigkeit der Welt tatsächlich gegenwärtig eine Bestätigung oder sogar eine Aktualisierung als Arbeitsfeld Auswärtiger Kulturpolitik erfährt, so wäre mein Plädoyer, die symbolischen Räume des Nationalen als Refugien von Abgrenzung, Differenz und Selbstspiegelung sukzessive zu überwinden und stattdessen die Erarbeitung von Positionen, welche die gegenwärtigen Bedingungen einer *„gemeinsame Zugehörigkeit zu ein und derselben Welt“* – wie der kamerunische Historiker Achille Mbembe es ausdrückt – ausloten, als Zielhorizont kultureller Vermittlung zu setzen. So könnten innerhalb der etablierten Infrastrukturen Auswärtiger Kulturpolitik kosmopolitische Wissens- und Handlungsräume entstehen, in denen die Konflikte, Brüche und Ungleichheiten der Welt als integrative Bestandteile und nicht als „äußerliche Probleme“ wahrgenommen und bearbeitet würden.

Ich habe meine Rede mit einem Dank begonnen und möchte gerne mit einem Glückwunsch und weiteren Dankensäußerungen enden: Zunächst möchte ich Elena Korowin ganz herzlich zur heutigen Auszeichnung ihrer Dissertation gratulieren.

Danken möchte ich erstens Wolfgang Kaschuba und Beate Binder, die meine Dissertation am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin fachlich betreut und mich durch den gesamten Prozess begleitet, ermutigt, inspiriert und unterstützt haben; zweitens danke ich der Heinrich-Böll-Stiftung, die dieses Projekt durch ein dreijähriges Promotionsstipendium gefördert und somit überhaupt erst ermöglicht hat; und drittens möchte ich den beiden Goethe-Institute in Ramallah und Sarajevo mit all ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern danken, die mich in großer Offenheit in ihre Arbeitsalltage haben Einblick

nehmen lassen und es mir somit gestattet haben, die empirische Grundlage für meine Dissertation zu erarbeiten.